

Für das Jagen von Phantomen gibt es keinen Nobelpreis

Von Joan S. Davis

Ohne unsere Fixierung auf das Quantifizierbare
und unsere Geringschätzung für das Nichtquantifizierbare
stünde es um unsere Umwelt wohl besser.

Doch solange sich
unser Augenmerk bei der Bewältigung von Umweltproblemen
ausschliesslich auf die Symptombekämpfung richtet,
bleiben wir in einem verhängnisvollen
Circulus vitiosus gefangen.

Unkonventionelle Gedanken der Wissenschaftlerin
Joan S. Davis, einer amerikanischen Chemikerin,
die in der Schweiz lebt und arbeitet.

Man kann wahrlich nicht behaupten, wir unternähmen nichts gegen die Umweltkrise. Jahr für Jahr wenden wir, wie man den Statistiken entnehmen kann, mehr Geld, mehr Energie und mehr Material für die Wiedergutmachung von Umweltschädigungen auf; dazu kommt, was aus keiner Statistik ersichtlich, aber ebenso wichtig ist, ein ständig grösserer Einsatz an Geist, Erfindungsgabe und seelischer Energie. Und doch ist es mit Händen zu greifen, dass sich die Umweltprobleme von Jahr zu Jahr verschärfen. Da läuft irgend etwas falsch.

Darf man es wagen, hier eine ganz einfache Anregung zu machen: Vielleicht wäre es besser, die Umweltprobleme würden gar nicht erst entstehen? Warum rennen wir eigentlich immer gehetzt den

Auswirkungen nach, statt uns zu überlegen, wie wir die möglichen *Ursachen* ökologischer Fehlentwicklungen anpakken könnten?

Zugegeben: Dieser Gedanke ist nicht ganz neu, und man hat durchaus Verständnis, wenn der an der Umweltfront verzweifelt kämpfende Technokrat ungeduldig abwinkt: «Ja, ja – aber was soll das jetzt, wo wir alle Hände voll mit Abwehren und Sanieren zu tun haben?» Doch mit einer gewissen Hartnäckigkeit möchte ich auf dem Punkt beharren: Warum eigentlich wird bei uns das Heilen, Sanieren und Flickern so ganz gross und das Vorbeugen und Vermeiden so ganz klein geschrieben?

Ist es vielleicht deshalb, weil das Vorbeugen und Vermeiden im Vergleich zum Heilen, Sanieren und Flickern so gut

wie gar nichts kostet? Der Volksmund weiss da Bescheid: «Was nichts kostet, ist auch nichts wert.» Das Vorbeugen und Vermeiden ist also in einem vertrackten Doppelsinn «preislos»: Es *hat* keinen Preis, und es *erhält* daher auch keinen Preis, kein Lob, kein Anerkennen, keine Zustimmung.

Doch das ist noch nicht die ganze Wahrheit. Zur ganzen Wahrheit gehört erstens auch die Einsicht, dass der Vorgang des Vorbeugens und Vermeidens, wie wir bereits gesehen haben, meist keinen oder nur einen geringen Geldumsatz auslöst, während das Verhalten, das ein Umweltproblem schafft und anschliessend den Schaden repariert, gleich *zweimal* buchhalterische Gewinne entstehen lässt. Ein – zugegeben simplifiziertes – Beispiel soll das verdeutlichen: Wenn

der Bauer seine Felder und Gemüsepflanzen übermässig mit Chemikalien behandelt, klingelt die Kasse in der Abteilung Agrochemie; wenn der Konsument nach längerem Genuss dieser Produkte Beschwerden bekommt und zu Pillen greift, klingelt die Kasse in der Abteilung Pharmazetik. Wenn aber der Bauer schonend kultiviert und der Konsument umsichtig wählt, klingelt überhaupt keine Kasse.

Zur ganzen Wahrheit gehört, zweitens, die Tatsache, dass man eine Problemvermeidung halt nicht sieht. Wird ein Problem vermieden, nehmen wir gar nicht wahr, dass eines hätte entstehen können. Und wer wollte schon eine Lösung belohnen, wenn andere nicht einmal das Problem gesehen haben?

Die Krankheiten, die dank einer gesunden Lebensweise *nicht* entstehen, die Unfälle, die dank einer umsichtigen Fahrweise *nicht* passieren, die Delikte, die dank sozialpsychologischer Ausgleichlichkeit *nicht* begangen werden – sie machen keine Schlagzeilen. Und wer fördert und unterstützt eine Forschung, deren Resultate man *nicht* sieht? Damit ist nie ein Nobelpreis zu gewinnen.

Mit anderen Worten: Wir sind so konditioniert, dass wir ein Problem erst erkennen, wenn auch der Schaden sichtbar ist, und wir beurteilen unsere Erfolge ausschliesslich nach unserer Fähigkeit, einen sichtbaren Schaden aus der Welt zu schaffen oder mindestens zu reduzieren. Die Problemvermeidung aber trägt nichts bei zum Bruttosozialprodukt.

Man täusche sich da nicht: Unsere Fixierung auf das Sichtbare und Messbare hat sehr weitreichende Auswirkungen auf unsere Gesellschaft, auf den Materialverbrauch und damit auch auf die Umwelt. Wenn wir Symptome bekämpfen, statt Ursachen zu vermeiden, geht es ja nicht nur darum, dass zuerst ein Schaden entstanden sein muss, bevor wir aktiv werden; es geht darüber hinaus darum, dass das Problem selbst trotz aller Symptombekämpfung bestehen bleibt und es sich in einer sozioökonomischen Nische gemütlich macht.

Nehmen wir als Beispiel das Gesundheitswesen. Abgesehen von vielleicht zwei Prozent, die der Präventivmedizin zugute kommen, gilt der gesamte, riesige Aufwand in diesem Sektor der Symptombekämpfung. Der enorme Verbrauch an Medikamenten mag zwar Beschwerden (vorübergehend) lindern, aber er belastet zugleich auch die Gesundheit der Menschen; darüber hinaus belastet er die Umwelt, und zwar gleich zweimal: bei der Produktion und bei der Entsorgung. Zudem ist die Medikamentenflut eine wesentliche Ursache für die Kostenexplosion im Gesundheitswesen.

Wir sind so
konditioniert,
dass wir
ein Problem erst
dann
erkennen, wenn
auch der
Schaden sichtbar
ist,
und wir beurteilen
unsere Erfolge
ausschliesslich
nach
unserer Fähigkeit,
einen
sichtbaren Schaden
aus der
Welt zu schaffen
oder
mindestens zu
reduzieren.

Die ausschliessliche Beschäftigung mit dem Messbaren hindert uns nun aber nicht nur daran, die Prävention zu fördern, sondern sie steht sogar einer wirkungsvolleren Symptombekämpfung im Weg. Ein Beispiel liefert hier die pharmazeutische Krebsforschung. Ziel ist es, Mittel zu entwickeln, mit denen das weitere Wachsen von Tumoren gestoppt, im Idealfall der Tumor sogar zum Verschwinden gebracht wird. Zu diesem Zweck beschränkt man sich aber darauf, solche Substanzen zu erforschen, die eine direkte tödliche Wirkung auf die Zellen haben. Bei dieser Restriktion fallen alle indirekten Methoden, die zum Beispiel das Immunsystem des Körpers unterstützten, damit der Organismus selber mit grösseren Chancen gegen die Wucherung kämpft, von vornherein aus. Ob das der Weisheit letzter Schluss ist, muss man angesichts der immer noch mageren Heilungsstatistiken bezweifeln.

In anderen Bereichen merken wir bei unserer Überbeschäftigung mit Zahlen gar nicht, wie sehr die Zielsetzung unserer ganzen Bemühungen in den Hintergrund gedrängt werden. Zum Beispiel kontrollieren wir mit Inbrunst, ob Grenzwerte eingehalten werden; ob das Trinkwasser, das wir da vermessen, überhaupt gesund ist, entzieht sich aber unserer Kenntnis. Zum Teil fehlen uns auch die Kriterien für diese Beurteilung: Wir wissen zwar einiges darüber, was *nicht* im Wasser sein darf, aber die Eigenschaften eines gesunden Wassers vermöchten wir kaum genau zu beschreiben. Unsere Kriterien machen kaum einen Unterschied zwischen Wasser, das «clean», und Wasser, das «cleaned» ist – das heisst: zwischen einem Wasser, das im natürlichen Zustand gut und gesund ist, und einem Wasser, das nach den Strapazen vieler Reinigungsstufen die vorgeschriebenen Kriterien für Trinkwasser erfüllt.

Wo wir ein Problem (noch) nicht begriffen haben, lassen wir uns gern durch Zahlenspielerereien vom Kern der Sache ablenken. Wenn man uns im Zusammenhang mit radioaktiver Strahlung erklärt, bei diesem oder jenem Vorfall habe sich nur eine «zehnprozentige Erhöhung der natürlichen Werte» ergeben, klingt das in unseren Ohren undramatisch – obwohl wir über die Auswirkungen niederer Strahlungsdosen noch wenig Bescheid wissen. Würde man aber im Zusammenhang mit der menschlichen Körpertemperatur von einer «zehnprozentigen Erhöhung der natürlichen Werte» sprechen, so ergäbe das eine Zunahme von vier Grad auf die Normaltemperatur von 37 Grad, also 41 Grad – und das würde doch höchstes Fieber bedeuten!

Bei unserer Beurteilung natürlicher Systeme vergessen wir oft, dass sie sich im Verlauf ihrer Entwicklung in einem bestimmten, oft recht engen Bereich eingependelt und stabilisiert haben. Schwankungen können sie zwar zum Teil recht gut ertragen, aber die Konsequenzen, die das Überschreiten eines Schwellenwertes mit sich bringt, dürfen nicht ausser acht gelassen werden. Da sagt man uns zum Beispiel, die Luftschadstoffwerte seien nicht so hoch, dass sich die Zunahme von Bronchialbeschwerden bei Kindern darauf zurückführen lasse; aber als Beleg gibt man Durchschnittswerte – die gefährlichen Spitzenwerte lassen sich darauf nicht erkennen. Mit derselben Logik wäre es auch nicht denkbar, dass ein Auto einen Fussgänger überfahren könnte: Wenn er im Jahr 18 000 km fährt, ergibt das eine durchschnittliche Geschwindigkeit von nur 2,2 Stundenkilometern – da kann doch keiner überfahren werden...

Unsere Ausrichtung auf das Zählbare und das Sichtbare beeinflusst aber nicht nur die Interpretation von Information, sondern bereits die Fragestellung selbst: Was ist ein «Problem», und was ist eine «Lösung»? Unsere Gesellschaft wünscht da eindeutig sichtbare Lösungen für sichtbare Probleme – zum Beispiel grosse Kraftwerke, und nicht Überlegungen für einen effizienteren Energieeinsatz.

Im Grundsatz sind sich alle einig: Es gibt einen Bedarf, und den soll man decken. Doch da fängt der Streit schon an: Was heisst «Bedarf»? Was heisst «Deckung»? Die einen gelangen von diesem Punkt vielleicht zur Fragestellung: «Wie können wir die Stromerzeugung in den nächsten zehn Jahren verdoppeln?» Die andern fragen ganz anders: «Wie können wir durch eine Erhöhung des Wirkungsgrads und durch Sparmassnahmen zu einem Zustand gelangen, bei dem wir möglichst nur mit erneuerbaren Energiequellen auskommen?» Zwei total unterschiedliche Fragestellungen, die selbstverständlich zwei total verschiedene Wege zur Problemlösung vorsehen.

Die Symptombekämpfung, haben wir gesagt, ist heute die Grundlinie unserer Umweltschutzbemühungen. So schauen wir uns doch einmal den Leistungsausweis dieser Bemühungen objektiv, aber kritisch an. Wir stellen fest:

- In vielen Bereichen lässt der für Symptombekämpfung betriebene Aufwand heute mehr erwarten, als mit den Massnahmen tatsächlich erreicht werden kann. In der Energieversorgung, im Gesundheitswesen, beim Gewässerschutz, in der Landwirtschaft – fast überall wird die Kluft zwischen dem tatsächlichen

Umweltschutz –
 seien wir doch
 ehrlich:
 Was wir betreiben,
 ist ein Versuch
 zum Schutz des
 Menschen
 vor der Umwelt.
 Vor der von ihm
 selber verdorbenen
 Umwelt.
 Nämlich vor dem
 verseuchten Wasser
 das *unsere*
 Gesundheit
 gefährdet;
 vor der
 verpesteten Luft,
 die *unsere*
 Atmung
 beeinträchtigt.

und dem wünschenswerten Zustand immer breiter, nicht enger.

- Die in sich wieder schädlichen Nebenwirkungen von Symptombekämpfungsmassnahmen sind oft viel grösser, als man sich das vorgestellt hat.

- Die Fixierung auf die Symptome hat es verhindert, das man über die richtigen Zielsetzungen gründlich nachdachte. In der Landwirtschaft, aber nicht nur dort, war uns die momentane *Produktion* wichtiger als die langfristige *Produktivität* – mit dem Erfolg, dass unsere heutige Landwirtschaft vom Boden-«Kapital» zehrt, statt nur vom «Zins» zu leben.

- Die Versorgungsfrage wurde auf die Bedarfsdeckung eingeengt; nach dem Grund der Bedarfszunahme fragt niemand. Die Hintergründe wirken unsichtbar und fördern den Konsum und damit auch die Verschwendung – bei den Lebensmitteln so gut wie bei der Energie.

- Wir erkennen nicht oder zu spät, dass wir in gewissen Bereichen längst am Optimum vorbeimarschieren sind. Wir merken kaum, dass in der Medizin immer mehr Krankheitserscheinungen auf die Medikamente, auf die Behandlungsmethoden oder auf den Spitalaufenthalt selbst zurückzuführen sind. Wir verkennen, dass in der Landwirtschaft der Verlust an Bodenfruchtbarkeit und somit eine Abnahme der potentiellen Produktivität zum Teil mit der Verwendung von Düngern zu tun hat, welche die Produktion eigentlich hätten steigern sollen.

Unsere Art von Umweltschutz lässt sogar den Verdacht aufkommen, dass wir es mit unserer Umwelt überhaupt nicht gut meinen. Wir liessen die Umweltbeeinträchtigungen unbehelligt weiterlaufen, bis *für uns* eine erkennbare Gefahr entstand. «Umweltschutz» – seien wir doch ehrlich: Was wir betreiben, ist ein Versuch zum «Schutz des Menschen vor der Umwelt»; vor der von ihm selbst verdorbenen Umwelt, um das ganz klar zu machen. Nämlich vor dem verseuchten Wasser, das *unsere* Gesundheit gefährdet; vor der verpesteten Luft, die *unsere* Atmung beeinträchtigt; vor den kaputten Bannwäldern, die *unser* Leben gefährden.

Haben wir eigentlich das alles gewollt? Natürlich nicht, wir sind doch mit ganz anderen Zielsetzungen ausgezogen. In der Wirtschaft haben wir auf eine bestimmte Art von Wachstum *gezielt*; aber *erzielt* haben wir eine versaute Umwelt, Wasserverseuchung, Krankheiten, eine erhöhte Kriminalität, katastrophale Unfälle. In der Landwirtschaft haben wir auf «billige» Lebensmittel *gezielt*; aber *erzielt* haben wir die Eutrophierung der Seen, eine verminderte Bodenfruchtbarkeit, ein gefährdetes Grundwasser, Seveso, Bhopal, Schweizerhalle/Sandoz.

Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, wenn wir für den «Fortschritt» andere Massstäbe gehabt hätten. «Fortschritt» – das war (und ist) für uns eine simple Addition, eine sofort messbare Zunahme an Megawatt, an Dollar, an Kubikmeter Beton, an Tonnen Biozid. Und wenn wir «Fortschritt» anders definiert hätten? Etwa als eine Zunahme an Toleranz, an Kreativität, an gesunden Wäldern, an Rücksicht, an Bodenfruchtbarkeit, an sozialer Sicherheit, an Gesundheit; oder als Abnahme von Autounfällen, Drogenabhängigen, Selbstmord, Krebs, Kriminalität?

Wer heute an einem ungezügelter «Fortschritt» Kritik übt, wird von interessierter Seite sofort als «Technikgegner» abgetan. Doch was soll das? Ist etwa einer, der ein bestimmtes Gebäude oder einen Baustil kritisiert, ein «Architekturgegner»? Im Gegenteil: Architekturkritik gilt als eine geschätzte Ideenquelle. Und wer jede Kritik an der Technik prinzipiell von sich weist, der verzichtet damit auch prinzipiell auf Anregungen für notwendige und nützliche Verbesserungen – und steht damit der Entwicklung einer Technik im Weg, die umweltschonend ist und eher Probleme vermeidet als löst.

Warum reagieren manche auf eine Kritik an der Technik so gereizt? Zeugt diese Emotionalität von einer nicht eingestandenen Unsicherheit – der Unsicherheit, ob vielleicht nicht nur das Tempo, sondern die ganze Richtung unseres Fortschreitens fragwürdig ist? Von der Natur selbst könnten wir lernen, dass die Fähigkeit, Fehler einzusehen und daraus Konsequenzen zu ziehen, das Geheimnis einer erfolgreichen Entwicklung ist. Nichts scheint uns aber schwerer zu fallen, als einen Fehler einzugestehen: Offenbar ist es uns wichtiger, das Gesicht zu wahren, als das Leben zu bewahren. Manche sagen kühn, unsere Entwicklung sei eine Einbahnstrasse ohne Umkehrmöglichkeit. Sollten wir uns da, bevor wir uns auf die Fahrt machen, nicht wenigstens vergewissern, dass diese Einbahnstrasse nicht auch noch eine Sackgasse ist?

Wir wollen einräumen, dass hinter den sichtbaren «Lösungen» von sichtbaren Problemen auch viel Ingenieur-Talent stecken kann, auf welche die Urheber mit einem gewissen Recht stolz sind. Aber dieser Stolz auf das heute dem Menschen Mögliche und technisch Machbare hat leider seine Schattenseiten; er verdeckt buchstäblich wichtige Aspekte mit seinem Schatten, eliminiert sie aus dem Bewusstsein:

- Der Stolz auf die technische Möglichkeit, den hintersten und letzten Bergbach für die Energiegewinnung zu nut-

Vielleicht
wäre alles ganz
anders gekommen,
wenn wir für
den «Fortschritt»
andere Massstäbe
gehabt hätten.
«Fortschritt»
das war und ist
für uns eine
simple Addition,
eine sofort
messbare Zunahme
an Megawatt,
an Dollar, an
Kubikmeter Beton,
an Tonnen Biozid.
Und wenn wir
«Fortschritt»
anders definiert
hätten?

zen, verdeckt die Sicht auf den Wert (in vielerlei Hinsicht) eines intakten Bergtals und seine Abhängigkeit vom Wasser.

- Der Stolz auf die Machbarkeit eines so gigantischen Bauwerks wie des Itaipu-Staudamms in Südamerika verdeckt die Sicht auf die verheerenden Auswirkungen auf Mensch, Tiere und Pflanzen, wie auch die Einsicht in die schon entstandenen Probleme beim Asuan-Staudamm.

- Der Stolz auf die so hoch entwickelte Chirurgie unserer Zeit verdeckt die Einsicht, dass das Skalpell eigentlich das letzte Mittel sein sollte und man, wo immer es möglich ist, eine sanftere Behandlung in Erwägung ziehen müsste.

Verwunderlich ist das alles nicht. Ein Sprichwort sagt treffend: «Wenn das einzige Werkzeug ein Hammer ist, neigt man dazu, alle Probleme als Nagel zu sehen.» Verallgemeinernd kommen wir nicht um den Befund herum, dass der Stolz auf das technisch Machbare uns sehr häufig daran hindert hat, das sozial Notwendige überhaupt noch zu erkennen.

Viel Unheil lässt sich auch aus unserer Illusion erklären, wir wüssten genug über das Sichtbare, so dass wir uns um das Unsichtbare keine Sorgen zu machen brauchten. Mit dem Satz «Was wir nicht wissen, ist für uns weniger gefährlich, als was wir zu wissen glauben – was jedoch nicht stimmt» resümierte Mark Twain diese menschliche Illusion. Blicken wir nur ein paar wenige Jahre oder Jahrzehnte zurück: Was glaubten wir damals nicht alles mit Sicherheit zu «wissen» über die Radioaktivität oder den Wirkungsbereich gewisser Chemikalien? Und was hat uns dieses mangelhafte «Wissen» beschert? Verstrahlte Zuschauer von Atombombenversuchen in Nevada. Ruinierte Patienten, die bedenkenlos hoch dosierten Röntgenstrahlen ausgesetzt wurden. Opfer von mutagenetischen Chemikalien – und so fort.

Selbstverständlich haben wir aus jedem dieser Fälle jeweils etwas gelernt. *Im Prinzip* aber haben wir gar nichts gelernt. Wir betrachten jeden Fall als eine Ausnahmesituation, wollen die Zusammenhänge nicht sehen und verhalten uns grundsätzlich genau gleich wie zuvor: Nach wie vor greifen wir voreilig nach unzureichend ausprobierten Medikamenten; nach wie vor schlucken wir Lebensmittel mit chemischen Zusätzen; nach wie vor überschütten wir die landwirtschaftlichen Kulturen mit Bioziden; nach wie vor leben wir in Räumen, deren Holzteile mit giftigen Substanzen behandelt sind; nach wie vor stimmen wir vertrauensselig zu, wenn man vorschlägt, Lebensmittel zu bestrahlen.

Wenn wir es wirklich ernst meinen mit dem Schutz von Mensch und Umwelt, müssten wir uns ganz anders verhalten. Zum Beispiel müssten wir fordern, dass die Beweislast umgekehrt wird: Nicht der Verbraucher soll beweisen müssen, dass ein Produkt oder Verfahren ihn geschädigt hat, sondern der Produzent müsste zum vornherein beweisen können, dass seine Produkte ungefährlich sind. Das Beispiel Japans zeigt eindrücklich, dass ein solches juristisches Umdenken aus gesetzlichen Milchzähnen durchaus beissfähige Zähne macht.

Es ist ja im Grunde grotesk, wie grosszügig wir einerseits im allgemeinen über die noch unbekannteren Auswirkungen riskanter Techniken hinwegsehen – und mit welcher Skepsis wir andererseits auf Vorschläge zu einem sanfteren Weg reagieren, in der Medizin genau so wie in der Landwirtschaft und in der Energieversorgung.

Wir sind dazu erzogen worden, nicht auf unsere Gefühle, unsere Ängste, unsere Intuition zu hören. Angst ist kein guter Ratgeber, sagt man uns. Zugegeben, die Angst kann uns kaum eine klare Anweisung geben, was wir machen sollen. Aber der Instinkt ist uns als ein lebenswichtiger Schutz mitgegeben: Er warnt uns vor dem, was wir *nicht* machen sollen.

Woher rührt eigentlich unsere Fixierung auf das Quantifizierbare und unsere Geringschätzung für das Nichtquantifizierbare? Manche führen das auf das analysierende und zerstückelnde wissenschaftliche Denken zurück, das seit der Aufklärung unsere Zivilisation erobert hat. Andere wollen das nur als eine Folge eines noch viel tiefer liegenden Problems anerkennen, nämlich der Dominanz des Männlichen, dessen Stärke im Rationalen, im klar definierbaren und quantifizierbaren Vorgehen liege. Sie erhoffen sich eine Lösung davon, dass die Frauen auf allen Ebenen verstärkt zum Zug kommen.

Dass eine Trendwende in der Wirtschaft und der Umweltpolitik nicht automatisch von einer Machtbeteiligung der Frauen zu erwarten ist, zeigt das Beispiel der Härte gewisser Frauen in führender politischer Position deutlich genug. Doch andererseits ist es auch wenig sinnvoll, solche Extrembeispiele heranzuziehen, um zu «beweisen», dass Frauen eben auch nicht «weiblich» sind. Reden wir doch lieber von den Eigenschaften, die es braucht, damit die Wende möglich wird. Von mir aus nennen wir diese Eigenschaft «typisch weiblich» – was aber nicht heissen soll, dass sie nur von Frauen vertreten werden können oder sollen. Im Gegenteil: Das anzustrebende

Man wird uns
zur Rechenschaft
ziehen.
Was wir an Schaden
anrichten,
tun wir nicht nur
uns selbst
und unserer eigenen
Umwelt an:
Unsere «Lösungen»
sind immer
auch Probleme
für andere –
für solche, die
gleichzeitig mit
uns in anderen
Gegenden leben,
vor allem aber
für diejenigen,
die nach uns leben
werden.

Ideal ist der *Mensch*, der die sogenannten «männlichen» und die sogenannten «weiblichen» Eigenschaften in sich vereint. Und die Einstellungen, die heute das Gebot der Stunde sind, lassen sich etwa umschreiben mit den Begriffen Kooperation statt Konkurrenz, Netzwerk statt Hierarchie, Anerkennung nicht-quantifizierbarer Faktoren, Vorsorglichkeit.

Das alles täuscht natürlich nicht darüber hinweg, dass es die Frauen nicht wie vor sehr schwer haben, sich in den Wirtschaftsstrukturen zu behaupten. Neulich wurde berichtet, in der an sich schon sehr dünnen Schicht von Top-Managerinnen denke man mehr und mehr ans Aussteigen. Diese Frauen schätzten das Führungsklima nicht, das von männlicher Härte und einer Art Paramilitarismus geprägt sei. Genau dieser Führungsstil aber ist es, dessen «Erfolge» das grosse Versagen in den Umweltbeziehungen bewirkt haben. Diesen Stil können und dürfen wir uns einfach nicht mehr leisten.

Denn man wird uns zur Rechenschaft ziehen. Was wir an Schaden anrichten, tun wir nicht nur uns selbst und unserer eigenen Umwelt an: Unsere «Lösungen» sind immer auch Probleme für andere – für solche, die gleichzeitig mit uns in anderen Gegenden leben, vor allem aber für diejenigen, die nach uns leben werden. Wir selber haben das ja schon am eigenen Leib erfahren, heute sind wir selber die Opfer von gestrigen sogenannten «Problemlösungen» – zum Beispiel:

- Die «billige» Lösung für die Beseitigung chemischer Abfälle in vergangenen Jahrzehnten bescherte uns das teure Problem der «Altlasten».

- Die «Lösung», die schwindende Bodenfruchtbarkeit durch Kunstdünger wettzumachen, stellte uns vor das Problem der Grundwasserverschmutzung.

- Die «Lösung» unseres Abfallproblems durch Müllverbrennung belastet Luft und Boden mit Schwermetallen und Säuren.

Oder betrachten wir den Energiesektor: Sicher werden uns unsere Nachkommen auch daran messen, wie wir unser Energieproblem gelöst haben. Doch was für Noten werden sie uns wohl austeilen, wenn unsere «Lösungen» ihnen nur einen Berg von Problemen hinterlassen: ausgetrocknete Täler, zerstörte Wälder, übersäuerte Seen, ruinierte Flusslandschaften, eine auf unabsehbare Zeit zu überwachende Masse von Atomabfällen und ausgedienten Atommeilern?

Diese Scheinlösungen erfordern ganz einfach einen zu hohen Preis; er steht in keinem von der Vernunft annehmbaren Verhältnis zu der Preislosigkeit der Vermeidung.